

Einleitung

*Je mehr wir versuchen,
überflüssiges Leiden überflüssig zu machen,
desto schärfer erfahren wir,
dass notwendiges Leiden notwendig ist,
angenommen und bejaht werden muss,
um Not zu wenden.*

Klaus Dörner zitiert nach: Werner Gross, *Hinter jeder Sucht ist eine Sehnsucht*

Zur Fragestellung

Die Fragestellung dieser Arbeit leitet sich schlicht von der Behauptung ab, dass Sport einen Beitrag zur Suchtprävention leisten könne. Diese Behauptung steckt nicht nur hinter der den Spitzensportlern im „Kampf gegen Drogen“ zugewiesenen Vorbildfunktion, sondern auch hinter der Eigenwerbung der Sportverbände, durch die allgemein verbreitet wird, Sport wirke per se (in Bezug auf Suchtprävention im positiven Sinn) erzieherisch. Damit wird nicht nur die Öffentlichkeit unterhalten, sondern auch so exponierte Personen wie der Präsident des Landessportbundes Niedersachsen, *Wolf-Rüdiger Umbach*, sehen sich in der (Zwangs-)Lage, zu behaupten, dass Sportler keiner Drogenszene angehören (vgl. Pilz 2000, 166). Suchtgefährdung scheint demnach nicht nur kein sportspezifisches Problem zu sein, sondern der Sport scheint sich auch ideal für Aufgaben in der Suchtprävention zu eignen. Dies ist lange unwidersprochen geblieben.

Doch seit Ende der 1990er Jahre muss man den Eindruck gewinnen, dass Ambivalenz und Doppelmoral zunehmend auch den Sport erreicht haben. Wie *Brinkhoff/Gomolinsky* (2003, 27) feststellen, zeigen längst nicht nur die – massenmedial abgehandelten und kommerzialisierten – Fälle *Christoph Daum* und *Jan Ullrich*, dass in Bezug auf die legalen und illegalen Drogen mit zweierlei Maß gemessen wird, wobei die Berichterstattungen bei Auffälligkeiten im Zusammenhang mit dem Konsum illegaler Drogen in keinem Verhältnis zu der Berichterstattung bei legalem Drogenkonsum im Sportmilieu steht. Darüber hinaus scheint es angesichts immer extremer werdender sportlicher Tätigkeiten (man denke nur an solche Torturen wie den *Ironman* auf Hawaii, bei dem die Athleten 3,8 km Schwimmen, 180 km Radfahren und 42,195 km Laufen nacheinander absolvieren) und angesichts der Tatsache, dass sich immer mehr Menschen extremen sportlichen Leistungen stellen (wodurch dann Marathonläufe zu Volksläufen mutieren), Suchtpotentiale in den sportlichen Tätigkeiten selbst zu geben.

Dass im Allgemeinen im Zusammenhang mit Suchtphänomenen im Sport das Augenmerk entweder auf extreme sportliche Tätigkeiten gerichtet wird (z.B. Doping im Hochleistungssport oder extreme Ausdauerleistung mit gesundheitlichem Risiko) oder im Zusammenhang mit Genussmittelmissbrauch auf „Saufgelage“ (wie etwa das „19. Loch“ beim Golfen, auch wenn dies nicht als sportliche Disziplin durchgeht), hat bei mir weitere Aufmerksamkeit erregt. Es hat sich der Verdacht geregt, dass der vom durchschnittlichen „Normalbürger“ in seiner Freizeit betriebene Breitensport als „guter Sport“ in „schlechter Gesellschaft“ (vgl. Buchtitel von *Michael Klein* 2000) zur Gegendeutung für einen „abweichenden Lebenswandel“ im Dienste der Suchtprävention nur deshalb erhalten kann, da sich dieser den herkömmlichen Erklärungsansätzen zu Sucht entzieht. Dabei wird kaum auf das eingegangen, was *Gunter Pilz* und *Lorenz Peiffer* (1998) als „Sinnkrise“ der Jugendlichen in ihrer Begründung für eine sportbezogene Jugendsozialarbeit andeuten.

Wenn die Aussicht auf eine Suchtprävention mit Sport dermaßen euphorisch stimmt, stellt sich für mich nämlich gerade an diesem Punkt die Frage, ob Sport und süchtige Verhaltensweisen nicht die gleiche Funktion ausfüllen. Warum sonst sollte Sport einen davon abhalten, z.B. Drogen zu nehmen? Welche Merkmale des Sports weisen also auf Suchtverhalten hin? Auf einer anderen Ebene gefragt: Wie kommt es, dass zunehmend Tätigkeiten das bewirken, was zuvor psychoaktiven Substanzen vorbehalten war? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus schließlich für die Rolle des Sports in der Suchtprävention?

Als Ausgangshypothese lässt sich daher festhalten, dass, wenn Tätigkeiten in zunehmendem Maße das leisten, was einst den Eigenschaften der Suchtstoffe vorbehalten war, man auf einen „sozialen Charakter“ von Sucht schließen kann. D.h. die Menschen „lernen“ sozial integrierte Verhaltensweisen so zu gebrauchen, dass sie dieselbe Funktion in ihrem Leben einnehmen können wie z.B. „Drogen“.

Dringlichkeit und Aktualität

Ein entscheidender Motor für die Sucht-Forschung und Umsetzung ihrer Ergebnisse ist die Dringlichkeit und Aktualität ihres Problems, denn die Süchte und die Süchtigen dieser Gesellschaft produzieren offenbar Ängste und Ambivalenzen, die bislang mit einer sehr rigiden, oft auch selbstgerechten Politik auf Distanz gehalten werden konnten, die aber inzwischen immer drängender werden und deshalb nach neuen und vielleicht erstmals nach „wirklichen Antworten“ verlangen (vgl. Scheerer 2000 (a), 51).

Nach *Brinkhoff/Gomolinsky* (2003, 20) ist Sucht inzwischen ein weltweit verbreitetes Phänomen, das vor allem in den Industriegesellschaften als Problem mit epidemischem Ausmaß begriffen wird. Das klingt dramatisch – und lässt sich leicht weiter schüren:

Die noch vor kurzer Zeit vertretene Hoffnung, Drogensucht sei nur Suchtverlagerung von Alkoholismus, hat sich nicht bestätigt. Der Alkoholismus steigt bei Männern und Frauen, bei Jugendlichen und Kindern gewaltig an. Die Arzneimittelsucht ergreift alle Bevölkerungsschichten. Die Drogensucht ist bereits im Jugendalter verbreitet, die sexuellen Süchte, die Arbeitssucht, die Fett- und Magersucht beschäftigen unsere Psychotherapeuten. Die neurologischen Kliniken sind überfüllt mit depressiven, seelisch zerrütteten und körperlich siechenden Patienten. Die Zahl der potentiellen Suchtkranken, die sich bereits von der Gesellschaft zurückziehen und ihr Heil im Videotraum, im Computerrausch, in der Fernseheinsamkeit oder in einer Gettoeinheit von radikalen Gruppen, obskuren Sekten oder unrealistischen Weltverbesserern suchen, steigt immer mehr und rekrutiert ein Heer von Süchtigen der Zukunft (J. Heigel 1992 zitiert nach: Harant-Hahn 1998, 33).

Der Leidensdruck, den dieses Thema auf allen Ebenen erzeugt, ist nicht zu übersehen. Trotzdem oder gerade deshalb möchte ich in dieser Arbeit weitgehend darauf verzichten, Zahlen vorzulegen, die die Opferchaft von süchtigen Menschen ausdrücken. Ich verzichte darauf vor allem aus einem Grund: Es gibt massenhaft Dokumentationen mit erschreckenden Zahlen – wenn man sich erschrecken lassen will –, die vor allem eine bedrückende Betroffenheit erzeugen. An empirischen Befunden die Ernsthaftigkeit des Problems zu belegen, verstellt den Blick, den ich hier eröffnen möchte. Es lenkt die Aufmerksamkeit mehr zu sozialpolitischen Fragestellungen. Nur wenn Zahlen den Blick dafür schärfen, dass es Möglichkeiten außerhalb des bisher gehandelten Erfahrungsraumes gibt, werden sie mit einbezogen.

Zur Vorgehensweise

Wie sich daraus schon andeutet, interessiert mich in dieser Arbeit nicht die Wirklichkeit, sondern der Blick auf die Wirklichkeit. Was ich daher anzubieten habe, ist kein Nachweis einer bestimmten Entwicklung, sondern ein Erklärungsmodell dafür, wie bestimmte Entwicklungen im Deutungszusammenhang mit ihren Wahrnehmungshorizonten stehen. Alle Wissenschaft wäre schließlich überflüssig, wenn das Wesen und die Erscheinung eines Phänomens zusammenfielen. Ich versuche also nicht die Wahrheit oder die Objektivität zu finden, sondern eine brauchbare Beschreibung und Erklärung zu liefern, die das einzufangen vermögen, was bisher verdeckt geblieben ist.

Methodisch ist dies als theoretische Literaturarbeit zu verstehen. Es mag zwar schon alles gesagt worden sein, was ich hier anzubieten habe, aber jeweils in einem spezifisch anderen Zusammenhang. Ich werde daher versuchen, die Autoren, auf die ich mich beziehe, das sagen zu lassen, was sie geantwortet hätten, wären sie im vorliegenden Zusammenhang befragt worden. Die vielen Quellennachweise mögen dem Eindruck eines flüssigen Textes zwar hinderlich sein, sie sind aber notwendig, nicht nur um Nachweise zu erbringen, sondern auch um aufzuzeigen, an welche Stelle die jeweiligen Aussagen einzuordnen sind. Es handelt sich daher also auch um eine Bewertung der Quellen bezogen auf einen begrenzten Gedankenkreis.

Die von mir verwendete Literatur ist vielfältig hinsichtlich ihrer Aussagen, Themen, theoretischen Zugangsweisen sowie der damit zusammenhängenden Begrifflichkeiten und umfasst einen Veröffentlichungszeitraum von mehreren Jahrzehnten. Dies deutet darauf hin, dass ich mich bemühen werde, die Gültigkeit von Aussagen, die ich losgelöst von ihrem eigenen Kontext darstelle, in den Dienst meines Gedankenzusammenhangs zu stellen. Ich versuche so ein Bild zu zeichnen, wie sich von mir als gültig angenommene Aussagen über das Leben der Menschen sowie gesellschaftliche Tendenzen zu einem gegenwärtigen Bild über den Gegenstand, den ich hier bearbeiten will, zusammenfügen. Folgerungen oder Aussagen, die sich in diesem Zusammenhang als irrtümlich darstellen, sind als solche von mir gekennzeichnet.

Zur Sprache sei angemerkt, dass ich grundsätzlich geschlechtsneutrale Formen verwende. Dies steht damit im Zusammenhang, dass ich keine spezielle geschlechtsspezifische Betrachtung durchführe. Nur dort, wo ausdrücklich Geschlechterunterschiede betrachtet werden, werden unterscheidende Formen gewählt. Die Gender-Thematik bleibt aber weitgehend ausgeblendet (vgl. hierzu auch die Schlussbetrachtung)

Aufbau der Arbeit

Um die Fragestellung beantworten zu können, wähle ich hier einen vielleicht ungewöhnlichen Weg: Im ersten Teil „Sucht als Lebensform“ werde ich versuchen, einen Querschnitt durch das Phänomen *Sucht* zu machen. Dazu „extrahiere“ ich aus der Vielfalt der Erklärungsansätze zur Suchtentstehung den Gehalt, der Bezug nimmt auf die Realitätskonstruktionen der Menschen und damit auf die eigene Identität (vgl. Abbildung 1: Sucht als Beziehungsstruktur). Der Erkenntnisfortschritt, den ich dabei erarbeiten möchte, hat keinen geringeren Anspruch, als ein Modell von Sucht zu vermitteln, das alle Verhaltensweisen, sei es Alkoholkonsum oder – sagen wir – Sammelleidenschaften, auf gleiche Weise verstehen kann.

Im zweiten Teil „Sucht als Produkt von Identitätsarbeit in der fortschreitenden Modernisierung“ will ich dann einen Längsschnitt machen und das Konzept *Sucht* im Wandel der Identitätsarbeit beschreiben. Die-

sen Längsschnitt gliedere ich in verschiedene Stufen („Modernisierungsstufen“), die sich aus den sich jeweils als bedeutsam erweisenden gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen ergeben. Das Konzept *Sport* wird jeweils parallel zu den Modernisierungsstufen geführt, ebenso wie der jeweils dazugehörige Präventionstypus.

Im dritten Teil „Sport in der Suchtgesellschaft“ will ich abschließend den Längsschnitt noch einmal „quer“ lesen und dabei zusammenfassen. Die Konzepte *Sucht*, *Sport* und *Prävention* werden hierzu voneinander getrennt und in Kurzform durch die Modernisierungsstufen „gefädelt“ (vgl. Abbildung 2: Sich wandelnde Suchtparameter in der fortschreitenden Modernisierung).

Zusammengefasst:

- Teil I will die Frage beantworten, was man unter Sucht verstehen kann und welches Modell sich eignet, Sport in das Konzept der Sucht mit einzubeziehen.
- Teil II will die Frage beantworten, wie sich die Sucht im Rahmen von Modernisierungsprozessen entfalten konnte. Dies wird jeweils noch bezogen auf Sport und Prävention differenziert.
- Teil III ist ein zusammenfassender Überblick der Analyse.

I. Sucht als Lebensform. Eine anthropologische Perspektive

Der erste Teil dieser Arbeit konzentriert sich allein auf das Phänomen der *Sucht*. Der Begriff *Sucht* wird – wie ich noch weiter ausführen werde – im Alltag sowie in der Fachliteratur in unterschiedlichster Form verwendet und steht, vordergründig betrachtet, für eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Verhaltensweisen. Diese vordergründigen Verhaltensweisen (z.B. Drogenmissbrauch, Essstörungen etc.) werden in erster Linie getrennt von einander untersucht, was ihre Symptome und Ursachen angeht. Ungeklärt bleibt dann aber, was eben Drogenmissbrauch und Magersucht miteinander gleich haben, werden sie doch beide unter *Sucht* abgehandelt.

Diese Gemeinsamkeit herzustellen und ein übergreifendes Erklärungsmodell zu entwickeln, ist das Ziel dieses ersten Teils. Ich konzentriere mich also darauf, was süchtige Verhaltensformen an Gemeinsamkeiten aufweisen. Um dies zu bewerkstelligen, bedarf es einer breiten Basis, auf der man alle Verhaltensweisen, die als süchtig bezeichnet werden, vereinen kann. Was mir vorschwebt ist etwas, das ich als „Sucht hinter der Suchtform“ bezeichnen möchte (im Folgenden mit *Sucht* kursiv bezeichnet), losgelöst von den Symptomen, dafür eingebettet in den Lebenslauf – eine anthropologische Perspektive.

Eine Gefahr schwebt bei dieser Vorgehensweise immer mit: Wer versucht die grundlegenden Gemeinsamkeiten von Suchtformen aufeinander zu beziehen, kann nicht an der Pathologie dieser Suchtformen interessiert sein – hier treten nämlich die Unterschiede hervor –, sondern muss die alltagswirksamen Funktionen der *Sucht* betrachten. Die Gefahr besteht nun einerseits darin, hierdurch den Alltag zu pathologisieren, andererseits der Schwere des Schicksals suchtkranker Menschen nicht gerecht zu werden, denn die Gemeinsamkeiten finden sich oft dort, wo Menschen sich allgemein miteinander identifizieren können. Doch ich möchte diesem entgegenhalten, dass *Sucht* nicht einfach aus dem Nichts entsteht, sondern die Wurzeln im Alltag eingebettet sind, und ich gerade diese zum Vorschein bringen möchte.

Heterogenität der Diskussion

Das Wort *Sucht* leitet sich ab von dem selten gewordenen Wort „siech“, und dass „Siechtum“ und „Krankheit“ Synonyme sind, ist noch aus der Wortverbindung wie „Fallsucht“ (Epilepsie) und „Schwindsucht“ deutlich erkennbar, wohingegen neuere Wortverbindungen wie etwa „Eigensucht“ und „Genusssucht“ schon auf die gedankliche Ableitung von „Suche“ hinweisen (vgl. Mieth 1996, 71). Über die heutige Verwendung des Begriffes *Sucht* in der deutschen Sprache besteht jedoch Uneinigkeit, im Alltag wie in der wissenschaftlichen Diskussion: Einerseits ist er gleichbedeutend mit *Krankheit*, andererseits jedoch auch mit „lasterhaften“ Charakterzügen wie „Habsucht“, „Rachsucht“ und „Eifersucht“ (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 9). *Gottfried Niebling* (1997, 19) verweist auf die vorwiegend psychologische Verwendung, in Verbindung mit dem Verb „suchen“. Die Verwendung des Suchtbegriffs durch die Psychologie ist aber eine relativ neue und zielt zunächst nur auf den Missbrauch von chemisch definierbaren Substanzen (*stoffgebundene Süchte*).

Die Erkenntnis, dass jede Richtung menschlichen Interesses süchtig entarten kann, bedingt aber eine Erweiterung der Begriffsverwendung auf Tätigkeitssüchte. Wer sich also mit Suchtphänomenen und deren Ursachen beschäftigt, hat es nicht leicht, denn spätestens nach der Lektüre der dritten Publikation zu diesem